

streifte. „Du konntest Deinen Hausstand gründen, und ich glaube, bis heute hast Du noch keine Veranlassung gefunden, diesen Schritt zu bereuen. Aber da sind wir schon in Amsteg — hier müssen wir einen kurzen Aufenthalt nehmen, damit sich die Pferde auf den beschwerlichen Weg vorbereiten können.“

Der Wagen hielt vor dem Posthause; die Gesellschaft stieg aus, Gruner sorgte für Erfrischungen. Hallstädt schien sich während der Fahrt mit Griesheim vortrefflich unterhalten zu haben; Theodore konnte sich der Bemerkung nicht enthalten, sie habe ihren Vater selten in solcher heiteren Stimmung gesehen.

Diese heitere Stimmung bemächtigte sich auf der Weiterfahrt der ganzen Gesellschaft; Gruner war unerschöpflich in humoristischen Bemerkungen und im Erzählen interessanter Geschichten.

Das aber hinderte ihn nicht, Theodore auf alles Schöne und Interessante während der Fahrt aufmerksam zu machen, ihr die Bohrung des Gotthardtunnels in anschaulicher Weise zu schildern und ihre Fragen bezüglich dieser Bahn in der eingehendsten Weise zu beantworten.

Auf der Teufelsbrücke ließ er den Kutscher halten; er hob Theodore aus dem Wagen und führte sie zu dem imposanten Wasserfall, er zeigte ihr die alte Brücke und erzählte ihr von den blutigen Kämpfen, die im letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts zwischen Oesterreichern, Russen und Franzosen hier gekämpft worden waren, und Theodore hörte ihm mit wachsendem Interesse zu, sie hatte in diesem Augenblick vergessen, wer der Mann war, der an ihrer Seite stand.

Bald darauf langte man in Andermatt an. Hier wollte man übernachten. Gleich nach dem Abendessen zogen Theodore und Hallstädt sich in ihre Zimmer zurück, Gruner forderte eine Flasche Champagner und zündete eine Zigarre an.

„Jetzt möchte ich endlich fragen, was diese Tour, die wir heute morgen keineswegs beabsichtigten, bezwecken soll?“ nahm Griesheim mit gedämpfter Stimme das Wort, während er einen forschenden Blick auf die Gesellschaft warf, die am nächsten Tische saß und sich sehr lebhaft mit Mineralien beschäftigte, die sie kurz vorher eingekauft zu haben schien. „Liegt ihr kein bestimmter Zweck zu Grunde?“

„Mich wundert's, daß Du ihn noch nicht errathen hast,“ unterbrach Gruner seinen Schwager spöttisch. „Hallstädt ist ein reicher Mann und Theodore seine einzige Erbin; auch wirst Du zugeben, daß ich alt genug bin, um den eigenen Herd zu gründen.“

„Ich dachte es mir,“ sagte Elisabeth; „aber ohne meine Hilfe wirst Du das verlockende Ziel nicht erreichen.“

„Bah, wer weiß, ob es nicht besser wäre —“ „Keine Sottisen, Willy!“ sagte die junge Frau in scharfem Tone. „Durch mich ist diese Bekanntschaft eingeleitet und heute neu befestigt worden; ich allein kann Dir die Brücke bauen, die zum Ziele führt.“

„Und meine liebenswürdige Schwester wird diese Arbeit gewiß gern übernehmen.“

„Es kommt auf die Bedingungen an.“

„Welche stellst Du?“ Elisabeth nippte an ihrem Glase und warf jetzt auch einen prüfenden, misstrauischen Blick auf die anderen Gäste, die über den Werth eines Rauchtobaks von seltener Größe und Schönheit in Wortwechsel gerathen waren.

„Wenn es Dir wirklich gelingt, Herz und Hand dieser Bankierstochter zu erobern, dann wirst Du ein sehr reicher Mann und wir verlieren Dich,“ sagte sie; „somit wäre auf Deiner Seite allein der Vortheil. Es ist also nicht unbillig, wenn ich für meine Hilfe einen Antheil an der Mitgift beanspruche. Wie urtheilst Du darüber, Friedrich?“

„Ich finde die Forderung berechtigt,“ erwiderte Griesheim, „aber von dem Projekt halte ich nichts.“

„Weshalb nicht?“ fragte Gruner. „Weil ich voraussehe, daß es in die Brüche gehen wird. Hallstädt gefällt mir nicht und seine Tochter ist eine Heuchlerin.“

„Du bist rasch fertig mit Deinem Urtheil,“ spottete Elisabeth; „ich für meine Person glaube, daß Theodore ziemlich beschränkt ist. Sie glaubt mir aufs Wort, und gelingt es Willy, ihr Interesse für seine Person einzuschleichen, wozu ich ja auch das meinige beitragen werde, dann darf er mit Sicherheit auf den Erfolg rechnen.“

„Ich rechne schon jetzt auf ihn,“ sagte Gruner achselzuckend, „und der alte Herr wird gegen meine Person nichts einwenden können.“

„Und auf meine Bedingungen gehst Du ein?“ fragte seine Schwester.

„Wenn ich es nicht thäte?“

„Dann würde ich Dir Hindernisse in den Weg legen, die Du nicht überwinden könntest.“

„Bah, daraus erwachse auch kein Vortheil für Dich!“

„Ich glaube das doch, ich würde in diesem Falle Hallstädt in meine Salons einführen.“

„Das kann ohnedies geschehen,“ sagte Griesheim.

„Wenn ich die Pläne meines Bruders nicht durchkreuzen will, darf ich das nicht wagen.“

„So denke ich auch,“ versetzte Gruner; „in unsere Geheimnisse darf er nicht eingeweiht werden, wenn

ich nicht von vornherein Alles verloren geben soll. Ich werde Dir Deinen Antheil geben, Elisabeth; dafür aber verlange ich, daß Du in dieser Angelegenheit mir mit Rath und That zur Seite stehst.“

„Beides soll Dir nicht fehlen.“

„Und an dem Mißtrauen Hallstädt's wie an der Klugheit seiner Tochter wird Euer Plan scheitern,“ sagte Griesheim, mit der Hand über den blonden Vollbart streichend. „Denk doch nicht, daß dieses Mädchen Euch Alles glaubt; ich vermute weit eher, daß sie uns nur deshalb so freundlich und scheinbar entgegenkommt, um im Interesse ihrer Freundin zu spioniren.“

Ein spöttisches Lächeln umzuckte die Lippen Elisabeth's.

„Was würde sie damit erreichen?“ fragte sie. „Wir haben uns gegen jeden Angriff, der von jener Seite kommen könnte, sichergestellt und deshalb keine Spionage zu fürchten. Uebrigens tragen die Aeußerungen Theodore's den Stempel der Wahrheit; ich glaube gern, daß ihre Freundin in gereiztem Tone geantwortet hat, und es würde mich keineswegs überraschen, wenn diese Verlobung schon gelöst wäre. Barnay hat seiner Braut keineswegs gesagt, daß er vor Jahren mit mir verlobt gewesen ist; sie muß nun an seiner Aufrichtigkeit zweifeln, und macht sie ihm Vorwürfe deshalb, so kann dies in derselben Stunde zum Bruch führen.“

„Und ich wiederhole, was ich schon so oft gesagt habe, man hätte besser die ganze Geschichte ruhen lassen sollen,“ erwiderte Griesheim unwillig. „Hallstädt und Tochter würden vielleicht nie etwas davon erfahren haben. Hallstädt hat mir zugesagt, uns in Luzern besuchen zu wollen, ich verfolgte dabei andere Zwecke, nun ärgert's mich, daß ich ihn so dringend eingeladen habe.“

„Wer weiß, wie die Dinge sich noch wenden,“ sagte Elisabeth, „ich werde die Augen offen halten und unsere Interessen wahren.“

Damit war das Gespräch beendet, sie verließen jetzt auch den Speisesaal und zogen sich in ihr Zimmer zurück. Der nächste Morgen fand die Reisegesellschaft wieder verassembled.

Die Sonne schien so hell, wie am Tage zuvor, dennoch zuckte der Kutscher auf die Frage Hallstädt's, was er von dem Wetter halte, bedenklich die Achseln.

Gruner ging mit einem Scherz über die Bedenken hinweg, die Wolken, die sich in der Ferne am Horizonte zeigten, konnten nach seiner Behauptung den Ausflug nicht zu Wasser machen.

Er war auch heute wieder der liebenswürdige Gesellschafter, der keine Emsilbigkeit und am wenigsten eine Verstimmung aufkommen ließ. Er hatte für Alles Sorge getragen, einige Flaschen Wein und ein vortreffliches Frühstück befanden sich im Wagen, und man war ihm sehr dankbar für diese Fürsorge, deren Wohlthat man doppelt empfand, als die Wolken sich mehr und mehr zusammenballten und jetzt ein kleiner, kalter Regen unablässig niederrieselte.

Der Wagen mußte geschlossen werden, Mäntel und Tücher leisteten jetzt treffliche Dienste.

Die Kälte wurde immer empfindlicher, der nasse Nebel immer dichter, aber Gruner verlor auch jetzt die heitere Laune noch nicht und seine Heiterkeit half auch den Anderen über die ärgerliche Stimmung hinweg, die solche Witterung in der Regel hervorzurufen pflegt.

Man speiste im Furtahause und fuhr im Schneegestöber zum Rhodnegletscher hinunter.

Natürlich kam die gigantische Pracht des Gletschers hinter dem wallenden Nebelschleier nicht zur Geltung, man mußte wieder umkehren und war herzlich froh, als im Thale von der Andermatt die Sonne wieder die Heimkehrenden begrüßte.

Ein Spaziergang zur Teufelsbrücke wurde von Gruner vorgeschlagen und nur von den beiden Damen angenommen, Griesheim und Hallstädt blieben im Gasthause zurück; sie zogen vor, bei einer Flasche Bino d'Asi eine Partie Visket zu spielen.

Gruner führte Theodore, er und Elisabeth unterhielten das Mädchen in einer so fesselnden und interessanten Weise, daß jede Müdigkeit ihr fern blieb, trotzdem der Weg ein ziemlich weiter war.

Sie kehrten erst kurz vor dem Abendessen zurück und fanden die Beiden in Hallstädt's Zimmer noch immer beim Kartenspiel.

Das Spiel mußte jetzt abgebrochen werden. Hallstädt legte die Karten hin und Griesheim verließ ihn mit der Erklärung, daß er zu jeder Zeit bereit sei, Revanche zu geben.

„Das hätte vermieden werden müssen!“ zürnte Gruner, als er sich mit seinem Schwager allein befand; „die Verabredung, die wir gestern Abend trafen, scheinst Du schon vergessen zu haben.“

„Was mußte vermieden werden?“ fragte Griesheim kühl.

„Das Kartenspiel! Du hast natürlich gewonnen?“

„Bah, eine Kleinigkeit, zehn Partien zu fünf Franken — ist nicht der Rede werth.“

„Mir kannst Du den ganzen Spaß verderben.“ Griesheim warf das Haupt zurück, ein trotziger Zug umzuckte seine Mundwinkel.

„Du wirst nicht verlangen, daß ich so große Rücksichten auf Dich nehmen soll,“ sagte er in barschem Tone; „um Deine Projekte kann ich mich nicht kümmern, es sind Privatwede, von denen ich nichts habe.“

„Willst Du feindlich mir entgegentreten?“ fuhr Gruner auf.

„Nein, das liegt nicht in meiner Absicht, aber ich will mir auch die Hände nicht binden lassen. Verfolgen wir in dieser Angelegenheit unsere eigenen Wege, das ist nach meiner Ansicht das Beste.“

Griesheim wandte mit diesen Worten seinem Schwager den Rücken und ging in den Speisesaal, in dem Hallstädt und die Damen schon an der Tafel Platz genommen hatten.

Auch heute zogen Vater und Tochter, Ermüdung voranschüßend, sofort nach dem Abendessen sich zurück. Ihre Zimmer lagen nebeneinander, die Thür, die sie miteinander verband, war offen.

Theodore trat in das Gemach ihres Vaters, der langsam auf und nieder wanderte.

„Hast Du Entdeckungen gemacht?“ fragte sie leise. Er war stehen geblieben, über sein hageres Gesicht glitt ein dunkler Schatten.

„Eine, die mir genügt,“ erwiderte er; „sie liefert mir den Beweis, daß die Mittheilungen Deiner Freundin sich auf Thatsachen stützen.“

„Und welche Entdeckung ist es?“

„Kannst Du schweigen?“

„Muß ich es nicht, wenn ich meinen Zweck erreichen will?“

„Ja, freilich, und es wäre auch gefährlich, über meine Entdeckung zu plaudern, so lange überführende Beweise fehlen. Griesheim spielt mit gefälschten Karten.“ (Fortsetzung folgt.)

Die Heimath.

Die Heimath! Ach, welch ein Strahlenkranz von Poesie liegt auf diesem einen Wort, das für Jeden seine heile Bedeutung hat und behält von der Wiege bis zum Grabe. — Mag uns das Leben hinauf geführt haben zu der höchsten Staffel der sozialen Leiter, oder hinab in jene dunklen Tiefen des Menschenlebens, wo nur die Armuth, das Elend mit unerbittlicher Grausamkeit sein Szepter führt. — Die Liebe zu dem Plätzchen, wo unsere Wiege gestanden, über der lieb Mütterchens Augen gewacht und des Vaters Blick sich sinnend geneigt, lebt treu und lebendig in jedes Menschen Herzen, und je weiter die räumliche Entfernung ist, die uns von dieser Stätte trennt, je glühender umgibt unsere Sehnsucht sie mit der Glorie des Schönen, des Lieblichen. — Und — es giebt ja auch nichts Heiligeres für uns auf Erden, als das Mutterherz — die nimmer und nimmer rastende Mutterliebe, die mit uns duldet und trägt, die alles Leid, das uns wiederfährt, doppelt empfindet und versteht. In der Heimath haben wir unsere ersten Freundschaften geknüpft, und — vielleicht auch den ersten Liebesträum geträumt. Ja die Heimath! — Und wenn sie uns auch nichts mehr bieten kann, kein liebes treues Menschenherz mehr und keine Mauer, die die Räume umschließt, in denen wir zuerst mit Kindesallern nach dem bunten Tand gegriffen, mit welchem die Eternliebe unser junges Herz erfreut, und wo wir dann den Idealen entgegengetrebt, die jede junge Seele sich einmal schafft, sondern nur noch drängen — auf dem stillen Friedhof — eine Reihe grünüberwucherter Hügel, unter denen unsere Lieben einem besseren Leben entgegenschlummern, nach der Heimath zieht es uns doch, und es ist, als wenn unsichtbare Fäden uns immer, immer noch mit der Heimath verknüpfen, selbst wenn der Schnee des Alters auf unserem Haupte liegt, die Gestalt sich beugt und viel, viel Furchen — das Leid und der Kummer graben sie so tief, — unser Antlitz durchziehen. Ich möchte heim, noch einmal heim, ehe Gott mich abrufst, sagt der zitternde Greis, und wenn die alte Frau, um deren Sterbebette Kinder und Enkelkinder tief bewegt stehen, den letzten Augenblick entgegenkitt, dann flüstert sie wohl, im Blicke schon die Verklärung eines besseren Seins: Grüß mir auch die Heimath, Kinder, wenn Euer Lebensweg Euch einmal nach dem lieben Städtchen führt, wo ich geboren und erzogen wurde, ach, ich hätte es auch wohl gern noch einmal gesehen. — Ja, in der Heimath wurzelt unser Sein, und wenn wir draußen in der Fremde, wohin uns das Schicksal verschlagen, viel liebe Freunde erworben, sie alle sind vergessen, wenn plötzlich zwischen ihnen ein Gesicht sich zeigt, das der Heimath entstammt, vielleicht ein Gesicht, an dem wir selbst noch daheim gleichgültig vorüber gegangen.

„Wie geht es in der Heimath?“ — Das ist eine Frage, deren Beantwortung wir mit einem Interesse ohne Gleichen entgegensehen, und mit angepannter Aufmerksamkeit lauschen wir dem Bericht des Landsmannes, es giebt ja nichts, was uns langweilen könnte in seiner Erzählung, denn der Schauplatz derselben ist ja — die Heimath! Ach, die Heimath, die liebe traute Heimath — Gott segne sie viel — viel tausendmal.